

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 32

Artikel: Simujah, die Königsfrau [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32
XX. Jahrgang
1930

Bern,
9. August
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Gewitterstunde.

Von Fr. Hößmann.

Durch dumpfe Luft murrt hügelernes Grollen.
Am Himmel wächst die Wetterwolkenwand.
Die hochgetürmten Erntewagen rollen
Dumpfshütternd durch das sonnendürre Land.
Da — wie ein Tiger stürzt mit wildem Schnauben
Aus dunklem Horst der schlummertrunk'ne Sturm.
Die Wolken fliehn wie aufgeschreckte Tauben.
Schrill klagt das Erz vom Kirchenglockenturm.

Grell zuckt die erste gelbe Feuerschlange,
Demanten klatschen Tropfen ins Geäst.
Die Bäume stöhnen sturmgebeugt und bange.
Und brüllend zünnt der Donner in das Fest.
Ein geller Schrei: der Blitz hat eingeschlagen!
Ein Feuerwirbel häumt sich in die Luft.
Und durch die wirren, angstverstürmten Klagen
Sprühn sturmzerzauste Rosen ihren Duft.

Simujah, die Königsfrau.

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böttlin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

Bei diesen Arbeiten gesellte sich Simujah auch dann und wann ihrer Familie bei und zog so das Augenmerk des chinesischen Oberlandils, welcher die ungefähr fünfhundert Köpfe zählende Chinesengesellschaft befehligte, auf sich. Ein solcher Oberlandil oder Hauptaufseher ist auf der Pflanzung neben dem europäischen Administrator die angesehenste Person. Da das innere Leben der Söhne des himmlischen Reiches dem Europäer nie zugänglich wird und dieser von ihren Geheimverbindungen und den sich kreuzenden Strömungen nichts zu wissen bekommt, ist er bei der Beherrschung der angestellten Kulis massen auf diesen Obmann angewiesen, der denn auch eine gewisse Machtfülle in die Hände bekommt. Er hat wohl auch darüber zu wachen, daß die Kulis den Kulturmaßnahmen des Leiters Folge leisten; seine Hauptaufgabe besteht aber darin, für neuen Zugang aus China zu sorgen und unter den anwesenden Landsleuten Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten. Da jedoch unter den orientalischen Völkern ein solches Ansehen, wie es der Oberlandil benötigt, in erster Linie vom Reichtum abhängt, muß der Oberlandil über solchen verfügen. Und so wird er in der Regel nicht nur der reichste Mann unter seinen Rassegenossen, sondern auf der Unternehmung überhaupt; denn wenn bei den Einkünften dieses Oberlandils sein mageres Gehalt und der kleine Anteil am Geschäftsergebnis nur eine bescheidene Rolle spielen, zieht er aus Monopolen auf Gebrauchs- und Luxusartikeln, die er liefert, wie auf Opium-Spielpacht, aus seinen Untergebenen einen kleinen und großen Gewinn. Die Fälle sind darum nicht selten, wo der europäische Pflanzer bei Missernten und

Geldknappheit sich an den Oberlandil wendet, der sich hierdurch eine ansehnliche Mitbeteiligung am Geschäft sichert.

Die Oberlandils sind gewöhnlich neben den reichen Redehaltern (Warenhausbesitzern) die einzigen Chinesen, welche sich des Besitzes von Frauen ihrer eigenen Rasse erfreuen, da die Frauenausfuhr aus China verboten und deshalb nur mit viel Schwierigkeiten und Umtrieben möglich ist. Diese auf sich zu nehmen und die Frau aus der Heimat nachreisen zu lassen, kommt nur wenigen in den Sinn, und nur dann, wenn sie zu Amt und Ehren gelangt sind. So versehen sie sich mit Frauen aus ihrem Wirkungskreis, um sie dann bei einer späteren Rückkehr in die Heimat — womit die Chinesen immer rechnen — einfach der alten Penelope, die zu Hause geblieben, beizugesellen.

Unser Oberlandil hatte seinen Posten noch nicht lange bekleidet; aber sein Reichtum war in der letzten Zeit mächtig ins Wachsen gekommen, und so dachte er daran, seinem Hause ein weibliches Oberhaupt zu geben. Simujahs helle Hautfarbe, die den Vergleich mit derjenigen seiner heimatlichen Gattin keineswegs zu scheuen hatte, und ihr würdevolles, gemessenes Wesen fielen ihm bei der ersten Begegnung auf, und nach einiger Überlegung beschloß er, um sie zu werben und zu diesem Zweck einige Tastversuche zu wagen. Zuerst zog er beim Nachbarn Erkundigungen ein über ihre Herkunft, ihren Anhang und ihre geldlichen Verhältnisse und erspähte hernach eine Gelegenheit, mit ihr selber ins Gespräch zu kommen. Als er endlich mit seinem Antrag herausrückte, war Simujah nicht wenig überrascht, da sie

noch nicht an eine Wiederverheiratung und nicht von fern an einen Chinesen gedacht hatte.

War es aus Verwirrung, war es aus Überlegung — sie wußte nichts anderes zu antworten, als daß sie nicht frei über sich verfüge, da sie unter dem Schutze ihres Onkels stehe. Es galt, den machthabenden Mann nicht vor den Kopf zu stoßen; das war ihr klar.

Beim Onkel kam nun der Chinese vor die richtige Schmiede. So sehr der Hadschi ein Auge hatte für das Vermögen und Ansehen des Mannes mit dem Kopfe, blieb dieser für ihn doch ein Kapir (Reizer), ein unreiner Chinese, da er ja selbst eine Schweinezucht hielt. So war eine Verbindung seiner Nichte, einer Rechtgläubigen, mit ihm eine freche Zumutung. Er drohte dem Chinesen denn auch mit der Strafe des Landesherrn, dem Obersten der Allahgläubigen, wenn er es fernerhin wagen würde, sein Auge zu dessen früherer Hauptgemahlin zu erheben.

Kleinlaut zog sich der dicke, klein- und schlitzaugige Mongole aus dieser Beratung mit dem Hadschi, die in einem Winkel der Tabakscheune stattgefunden, zurück und suchte seine Gedanken auf andere Wege zu leiten. Aber ohne es zu wollen, hatte er in der Folgezeit doch immer in der Scheune, wo Simujah weilte, am häufigsten und andauerndsten Nachschau zu halten, konnte es sich auch nicht versagen, gerade ihre Arbeit besonders zu loben und ihr sogar, ohne daß es nötig gewesen wäre, beim Aufhängen der Stöcke behilflich zu sein, ja, ihr hier und da eine Zigarette anzubieten, wobei er sich einmal herabließ, sie ihr sogar anzuzünden.

Der Onkel, der das alles mit verhaltener Wut mitangesehen hatte, legte es Simujah nahe, zu Hause zu bleiben, um dieser unwillkommenen Werbung aus dem Wege zu gehen.

In dieser Zeit — es war am Buفا bandar, wo die Gemeinde das befruchtende Wasser zum erstenmal durch die Kanäle auf die Reisfelder ausströmen läßt und Alt und Jung sich festlich zusammenfindet — sah ich Simujah wieder einmal aus nächster Nähe, durfte mir jedoch nicht den Anschein geben, daß ich besondern Anteil an ihrem Schicksal nehme, um nicht den Neid und Haß ihres Onkels zu erwecken. Dagegen lud ich ihre beiden Gespielen zur Besichtigung unserer Pflanzung ein, in der Hoffnung, daß Simujah sie begleiten würde.

Ich täuschte mich nicht und wir verlebten eine Stunde kindlichfrohen Wiederehns auf meiner großen Stube, wo sich alle drei bald heimisch fühlten. Es fehlte nicht viel, so hätte Simujah vor mir getanzt, so frei und ungehemmt war ihr Benehmen in der schützenden Gegenwart der Kinder, so wohlig angeregt war sie von der Blumensprache meiner Musik. Sie strahlte vor Glück und Behagen, als ich für sie eine Mangisfrucht, die schönste und feinste Frucht, die ich im Orient kennen lernte, entzweischlitt und ihr die im wunderbaren Purpurrot der innern Schale eingebetteten schneeweissen und fast durchsichtigen Kerne anbot, die wohlschmeidend und so gesund sind, daß die Malaien den Fieberfranken, der sie nicht mehr essen mag, verloren geben. Ich mußte an den Apfel der Eva denken; aber Adam reichte ihn diesmal dar. Sie griff wie die beiden Gespielen unbefangen zu und aß mit einer entzündenden Zierlichkeit, wie ich sie nirgends zuvor gesehen.

Als dann Sidinah und Sidasil zu plaudern begannen und allerlei Familienheimlichkeiten austräumten, geriet sie in ebenso entzückende Verlegenheit über die Mitteilung, daß der Oberlandil, der dicke Chinese, sie gerne zur Frau genommen hätte. „Gru—gru!“ lachten alle drei zusammen und befreiten sich damit von der gruseligen Vorstellung einer solchen Möglichkeit.

Als aber Sidasil sich vor ein an der Wand hängendes Bild hinstellte, auf dem ich hoch zu Pferde saß, und rief: „Simujah, der Tuan“ — (das war ich) — „wäre schlanker“, schoß ihr das Blut zu Häupten, die dunklen Augen leuchteten auf und eine Wallung bemächtigte sich ihrer, daß sie sich von mir abwenden mußte. Sie beherrschte sich aber bald und suchte scheinbar gleichgültig die Wände nach andern Bildern ab.

Aus dem nachfolgenden Gespräch glaubte ich herauszumerken, daß der Gedanke an eine Wiederverheiratung ihr nicht mehr fremd vorkam. Sie sah die Zeit nahen, da sie auf eine Veränderung ihrer Lage bedacht sein müßte. Ihr früheres Heiratsgut ging zur Neige, und sie fühlte aus manchen Anzeichen deutlich genug heraus, daß sie der Tante ohne weitere Spenden zur Last fallen würde. Der Zwischenfall mit dem Oberlandil regte sie an, sich eifriger mit Plänen für die Zukunft zu beschäftigen.

Einer Heirat mit einem gewöhnlichen Dorfbewohner stellte sich ein ausgeprochener Widerwille entgegen; sah sie doch, soweit sie zu blicken vermochte, rings um sich herum, ja, im eigenen Hause, wie der Ehemann sein Haustierchen, die Ehefrau, bei Zornausbrüchen mit Fäusten schlug, was ihre Natur niemals ertragen hätte, um so weniger, als der Tuanlu eine rühmliche Ausnahme gemacht und sie, nach landesüblicher Anschauung, verwöhnt hatte. Immerhin mochte die Werbung des Chinesen ihr in einer Richtung zu denken geben: sie wäre einer guten Behandlung sicher und aller Sorgen um des Tages Notdurft enthoben gewesen. Dagegen war eine spätere Abwanderung nach China für sie undenkbar, während religiöse Bedenken, im Gegensatz zum glaubensstrengen Onkel, bei ihr kaum aufkamen. Vor der Religion stand bei Simujah das wahre Menschenum und ihrem scharfen Blick war es nicht entgangen, wie alle Menschen trotz ihrer verschiedenen Glaubensbekenntnisse doch ähnliche Schicksale hatten, lebten, litten und starben, einer wie der andere. Aber der Chinese schien nun einmal dem Ideale, das sie sich vom Manne gebildet hatte, nicht zu entsprechen; je mehr sie innerlich wuchs und zum Weibe reiste, desto weniger. Der jugendliche sehnige, schlanke Mann, dessen rasche Bewegung und entschiedene Kraft sie nicht nur im Bilde kennen gelernt hatte, mochte ihr mehr zu sagen. Diese tröstliche Überzeugung gewann ich aus dem Gespräch mit ihr.

Der Widerstand des glaubenseifigen Onkels war schließlich auch nicht gering einzuschätzen, das fühlte sie wohl. Aus solchen und ähnlichen Erwägungen für und gegen eine Verbindung mit dem Oberlandil schien der Entschluß zu reifen, diesmal dem Rate des Hadschi zu folgen.

Die Wirkung von Simujahs Besuch war für mich beruhigend; ich fand den Schlaf wieder, der sich gerne auf das Kissen der Hoffnungbettet; die Hoffnung aber wurde um so sicherer, als Simujah dem unermüdlichen Liebhaber, der seine Botschaften bis in die Malaienhütte zu senden

verstand, rund heraus erklären ließ, sie wolle ihn nicht zum Manne haben.

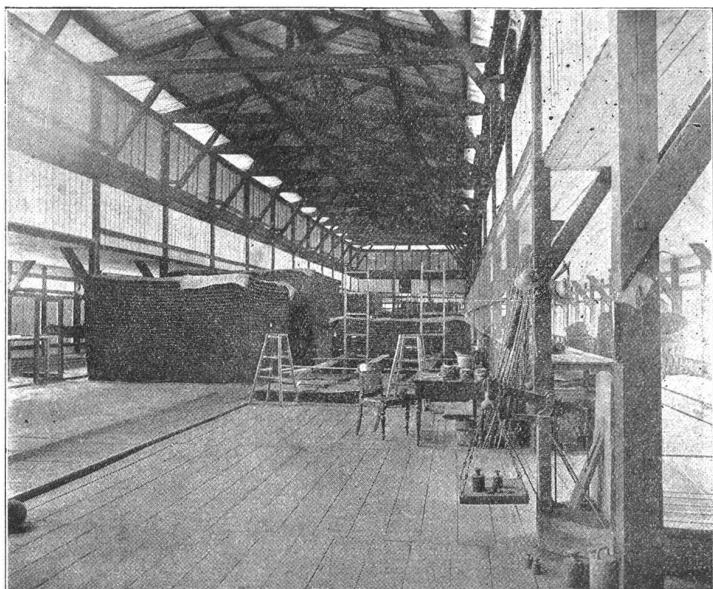
Damit war dieses Zwischenpiel der Liebe zum Ende gelangt, aber auch Simujahs Vermögen war im Schwinden begriffen. Bald hatte sie nichts mehr zu spenden, und diese Entdeckung wirkte verstimmt auf der Tante Gemüt. Dem Onkel, der die Zusammengewöhnung mit der schönen Nichte als Schicksalsfügung betrachtete und trotz aller Versuchung die gute Sitte hochhielt, war sie trotzdem nicht im Wege. Aber wie nun die Tante bei jeder Gelegenheit verhüllte und unverhüllte Worte des Tadels und auch des Neides fallen ließ, Anspielungen machte auf das bequeme Leben Simujahs, während sie selber bei eigener Armut noch für andere zu sorgen hätte, wurde Simujah nachdenklich, und als die Tante sie mit Vorwürfen überhäufte, daß sie von ihrer Jugend und Schönheit keinen Gebrauch zu machen wisse, indem es ihr doch leicht fallen müßte, durch eine kluge Verbindung sie alle zu entlasten, ja ihnen Wohlstand zu verschaffen, reiste in Simujah der Entschluß, eine andere Unterkunft zu suchen, um sich und ihrem Schwestern ein unabhängigeres Dasein zu bereiten.

Da fügte es sich, daß sie von einer früheren Dienerin besucht wurde, Njai Laintha, die einst vom Tuanlu einem befreundeten Pflanzer als Haushälterin geschenkt worden war. Bei diesem hatte sie auf einer fernen Unternehmung zwei Jahre gewaltet, war darauf wegen Misshelligkeiten entlassen worden und diente nun bei einem Herrn in der Nachbarschaft in derselben Stellung. Sie wußte viel von den Unnehmlichkeiten einer solchen Tätigkeit zu berichten und ermunterte die Freundin, die ihr Leid lagte, es einmal mit einer solchen zu versuchen.

Zufällig war bei einem Kollegen ihres Herrn eine Stelle frei; der Suchende war ein jüngerer Pflanzassistent, noch nicht gar lange im Lande, streng in der Arbeit, aber freundlich und liebenswürdig im Umgang. Laintha, durch jahrelangen Umgang im europäischen Hause mit den Besonderheiten der weißen Rasse bekannt, wie auch durch die vielen Besuche bei ihrem Herrn über die verschiedenen Vertreter dieser Rasse und im besondern die Pflanzer, grobe wie feine, völlig aufgeklärt, konnte ihrer ehemaligen Herrin und jetzigen Freundin versichern, daß sie zu keinem böswilligen Herrn käme und zudem Aussicht auf Besserstellung erhielte, da eben dieser Zukünftige sich vom bescheidenen Assistenten bald zum Tuan besaar (Administrator) entwideln werde.

Simujah leuchtete es ein, daß dies der Weg zu einer angenehmen Selbständigkeit wäre, die es ihr erlauben würde, die Schwester Sidinah um sich zu haben, ihre Aufzucht zu überwachen und ihr den Weg ins Leben zu ebnen. Besser Sidasil sollte den erblichen Bürgermeisterstuhl besteigen.

Mit Europäern war Simujah bislang nur selten in Berührung gekommen. Am mohammedanischen Neujahr hatten jeweilen die Besitzer oder Administratoren der zum Bezirk gehörenden Pflanzungen, die Verheiraten mit ihren Damen, bei dem Tuanlu nur kurze Aufwartung gemacht, und dabei hatte sie als Hauptgemahlin den Gästen die Hand reichen müssen, was stets in steifer Würde geschah und worauf sie sich wieder zurückziehen durfte. Mit dieser



Innere einer Sermentierscheune.

dürftigen Kenntnis mochte sie sich denn doch nicht begnügen, wo es galt, ihr Los zu ziehen; sie nahm deshalb Lainthas Einladung an, sie einmal in ihrem Europäerheim zu besuchen. Bei diesem Anlaß empfand sie die Leutseligkeit und den scherenden Ton des gastfreundlichen Herrn recht angenehm. Da wehte eine mildere Luft als im malaiischen Dorfhaus. Die Bequemlichkeit der Räume und der Reichtum im Haushalt erinnerte sie an die Wohnung des Tuanlu; aber es herrschte darin ein frischer, unbefangener Geist, der nicht beschattet wurde durch steife Etikette und Haremsschwang, die ihrer freimenschlichen Gesinnung so wenig zugestanden hatten.

Sie ließ die guten Eindrücke, die sie empfing, auf sich wirken, und als Laintha wenige Tage später ihren Entschied zu holen kam, erklärte sie sich bereit, die Stelle bei dem jungen Herrn anzutreten.

Doch wie vom Onkel wegkommen? Die Freundin müsse ihr helfen; denn dies sei bei dessen eifersüchtiger Wahrung der Interessen Mohammeds kein leichtes Spiel. Der weiße Christ gelte dem Hadschi ebenso sehr als Ketzer wie der gelbe Chines. Sie müsse sich auf zählen und heimtückischen Widerstand gefaßt machen.

Für die weibliche Schläue, meinte Laintha tröstlich, gebe es in solchen Fällen nichts Unmögliches. Rasch wurde ein Plan entworfen. Alles sei geheim zu halten und dann eine Flucht zu bewerkstelligen. Einmal im Hause des Europäers, hätte Simujah von ihrem Onkel nichts mehr zu befürchten. Die Schwester könnte man später gegen ein Lösegeld leicht herausbekommen. Lainthas Bruder, der in der Nachbarschaft verheiratet war, sollte beim Einbruch der Nacht mit einem Mietwagen, einer kleinen zweiräderigen Karetta (sewah) an einer bestimmten Stelle der Hauptstraße warten, und Simujah sollte ihn dort treffen, nachdem sie gegen Abend unter dem Vorwand, schnell einen Besuch zu machen, das Haus des Hadschi verlassen hätte.

Wie verabredet, geschah es. Nur daß Simujah, deren weiblicher Scheu es widerstrebt, sich ohne weiteres und allein als läufige Ware aufzudrängen, eine gleichaltrige Freundin ins Vertrauen zog, die auch gerne Haushälterin



Blick auf das Dorf Köniz.

geworden wäre, und sie veranlaßte, als Bewerberin mitzukommen. Dadurch verlor dies Abenteuer seine Unschuldlichkeit; denn der Herr hatte dann eine Wahl zu treffen, wodurch sich Simujahs Gewissen erleichtert fühlte.

Der begleitende Malaie, Lainthas Bruder, nahm, damit der geheime Anschlag nicht verraten werde, eine Kling-Mietkarre, d. h. eine solche mit einem Kutscher aus Madras statt eines Malaien, und war nicht gerade erbaut über den neuen Zeugen, den Simujah mitbrachte. Aber das Rad war im Rollen und er selbst am wenigsten geneigt, es aufzuhalten, da ihm ein Goldlohn winkte. So hieß er die Frauen einsteigen und setzte sich neben den Kutscher, der das magere Rößlein zum Galopp in die Nacht hinaus antrieb. (Forts. folgt.)

Abendfrieden.

Abends wenn die Sterne leuchten,
Mich ein lauer Wind umweht,
Und von mondbeglänzten, feuchten
Bahnen her die Brandung geht,
Läß' ich meinen Nachen kränzen,
Mit des Mohnes dunklem Rot,
Durch ein Flimmern, Rauschen, Glänzen,
Treibt vom Hafen still mein Boot.
Ruhig zwischen Fels und Klippen
zieht vom Hafen still mein Kahn,
Und von leis bewegten Lippen
Steigt ein Dankgebet hinan.

Reinh. Flachsmann.

Ferien im Schwarzenburger Ländchen.

Meinem Basler Freund hat das Bernerland es angetan. Schon zahlreiche Ferienörthchen hat er ausprobiert: im Emmental, im Jura, im Oberland, und fürzlich schickte er mir aus der Schwarzenburger Metropole seinen Kartengruß und die Einladung: „Kommt, besucht uns einmal!“

Es schien uns ein freundlicher Sonntag zu werden, als wir im Bahnhof abfuhrten; aber in Köniz war der Himmel schon werktäglich trüb, auf der Schwarzwasserbrücke fielen die ersten Tropfen und in Schwarzenburg goss es wie in der Sintflut herunter. Nachdem das Schlimmste vorüber, „sloßtchen“ wir unter unsern Regenschirmdächern dem Ferienheim unserer Basler Familie zu, die uns wahnsäsig nicht erwartet hatte — „bei diesem Wetter!“

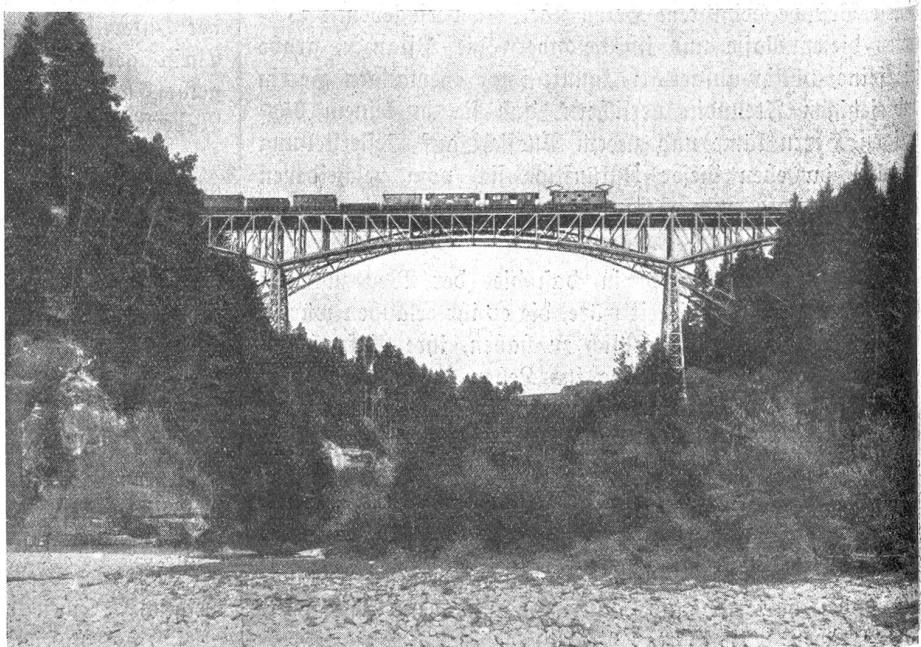
„Ja, seid Ihr hier oben etwa an besseres Wetter gewöhnt als wird drunten? Ihr könnt uns wirklich dauern, dieses Jahr in der Sommerfrische! Was sagt Ihr auch an bei dem Regenwetter — und in dieser einsamen Gegend?“

„Regenwetter? Einsam?“ Freund Peter fragte erstaunt. „Wir sind noch keinen Tag ohne Ausflug und Erlebnis geblieben. Und Regenwetter haben wir eigentlich auch nie gehabt. Gewittertage wechselten mit schönen oder lediglich schönen Tagen ab. Und was die Gegend anlangt, so finde ich sie im Gegenteil abwechslungsreich und voller Möglichkeiten.“ Und dann führte er mich aufs Läubli hinaus — der Regen hatte inzwischen nachgelassen — er erklärte mir die Schwarzenburgergegend und erzählte mir von seinen und der Seinen Ausflüge, derweil sich unsere Frauen auf dem Kanapee in der Stube ihre Familien- und andere Erlebnisse anvertrautten.

Und so erfuhr ich, der Berner, von einem Basler, wie man sich im Schwarzenburger Ländchen angenehme und erlebnisreiche Ferien verschafft.

„Sieh dir dort die Hügel an!“ begann Peter seine Erläuterungen. „Dort der Führenberg, hier die Galgenzögl und da der Allmendhubel; auf allen findest du aussichtsreiche Plätzchen, und unterwegs kannst du es dir auf Ruhebänken wohl sein lassen, die ein vorsorglicher Verkehrsverein dir zur Verfügung stellt. Die Kinder gehen natürlich inzwischen den Beeren und Eichhörnchen nach.“

Das Kirchlein drüben auf dem Hügel ist uns liebgeworden, seit jener schönen Sonntagspredigt des Herrn



Das Brückenpaar über das Schwarzwasser: Straßenbrücke eröffnet 1882, Eisenbahnbrücke eröffnet 1907.